

# Der Tod und der Bürger aus Schilda

Eine Reflexion über  
das Scheitern und die  
schmerzhaften

*Von Christian  
Gusenleitner*

Grenzen des Denkens

Im Sommer 2010 schloss ich mein Studium der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien ab. Beschäftigt habe ich mich für meine Diplomarbeit mit dem Themenbereich Tod und Biomedizin, geforscht habe ich dafür mehrere Monate lang auf einer Intensivstation unter eigentlich idealen Voraussetzungen: Ich wurde von den Anwesenden freundlich aufgenommen, konnte Fragen stellen und beobachten, was immer ich wollte. Auch bei Besprechungen des Teams und bei medizinischen Eingriffen durfte ich dabei sein. In manchen Fällen konnte ich den „Werdegang“ von Patientinnen und Patienten vom Moment ihrer Einlieferung bis zum Ende ihres Aufenthalts auf der Station beobachten: entweder wurden sie auf eine andere Station verlegt, oder sie starben. Und selbst beim Sterben wurde mir gestattet zugegen zu sein, das erste Mal wurde ich sogar dazu aufgefordert. Welch Glück für einen werdenden Anthropologen, was für eine Gelegenheit! Ein ansonsten abgeschirmter Bereich unserer Welt wurde mir nicht nur zugänglich gemacht, er wurde mir förmlich offeriert, nicht zuletzt auch aufgrund der guten Kontakte meines Betreuers, der sich für mich einsetzte.

Trotzdem lief während meiner Forschung und danach etwas derartig falsch, dass ich (zumindest sehe ich das heute so) meine Diplomarbeit fast nicht beendet hätte. Natürlich ist der Aufenthalt in einer Institution wie einer Intensivstation ziemlich *intensiv*: die gewonnenen Eindrücke sind teilweise nur schwer verdaulich und der Energieaufwand zur Verarbeitung dieser ist dementsprechend hoch. Ohne Zweifel war dies über einige Monate hinweg ein äußerst anstrengender Zustand, der sich auch auf mein allgemeines Wohlbefinden massiv auswirkte.

Allerdings waren auch diese Schwierigkeiten an sich noch kein Grund zum Scheitern. Dass sich eine direkte Konfrontation mit Leiden und Tod in einem streng hierarchisch organisierten und penibel überwachten Umfeld nicht unbedingt positiv auf das eigene Wohlbefinden auswirken muss, versteht sich von selbst, vor allem in der ersten Akklimatisierungsphase.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Dies bedeutet nicht, dass es unmöglich ist, sich dort wohl zu fühlen - schließlich arbeiten viele Menschen durchaus zufrieden und glücklich über viele Jahre an Orten wie diesen, sehr zum Wohle von Patientinnen und Patienten

**IN EXISTENTIELLEN  
DINGEN WAR  
UND BIN ICH  
AMATEUR.**



**HÖCHSTENS.**

ILLUSTRATION: NADINE KAPPACHER

Woran ich fast gescheitert wäre, war die Erkenntnis, dass ich scheinbar über Jahre des Studiums hindurch nichts Relevantes gelernt hatte. Oder zumindest nichts, was mir von Nutzen gewesen wäre. Natürlich hatte ich mich vorbereitet auf meine Forschung. Ich war zwar kein wandelndes Archiv, verfügte aber doch über genügend theoretisches Wissen und Information. Nichts davon konnte ich gebrauchen, obwohl ich sogar einige Dinge, die ich während meiner Forschung beobachtete, auch aus der Literatur her kannte. Nun kann man einwenden, dass sich Wissen nicht daran bemisst, ob es einen praktischen Nutzen hat und dem ist auch meines Erachtens nach zuzustimmen. Allerdings wird bei diesem Einwand der Umstand vernachlässigt, dass „Wissen“ nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit „reflektiertem Wissen“. Der Körper weiß auch, ebenso wie die Teile unserer Seele, die wir mit unserem reflektierenden Verstand normalerweise nicht erreichen. Diese anderen Arten des Wissens sind in höchstem Maße situativ und sie zeigen sich spontan und unmittelbar, ob wir dies wollen oder nicht. Sie sind nicht willkürlich

oder gar qualitativ minderwertiger als die rationale Form des Wissensfundus, über den ein Individuum verfügt. Aber, und dies ist in einem wissenschaftlichen Rahmen höchst problematisch, sie sind nicht oder nur äußerst schwer reproduzierbar. Sie entstehen in und aus einer konkreten Situation, sie sind Teil von ihr. Und somit haben sie im öffentlichen Bereich der Wissenschaft - wenn überhaupt - nur in Form eines durch Reflexion gewonnenen Substrats Gültigkeit und Wirkung. Gelehrt wird dieses Wissen jedoch nicht.

Somit fand ich mich mit der Tatsache konfrontiert, dass ich zwar einen durchaus funktionstüchtigen Verstand hatte, dieser aber angesichts der Umstände und meiner eigenen Reaktion auf diese jämmerlich versagte. Das Lesen, Diskutieren und Reflektieren hatte zwar meinen intellektuellen Spielraum facettenreicher gemacht, allerdings hatte ich nicht gelernt, diesen zu verlassen. Im Gegenteil: Mein Verstand wehrte sich mit allen Mitteln nachzugeben. Rückblickend ist es ein bizarres Unterfangen, mit der Welt kommunizieren zu wollen, und dabei nicht zu bemerken, dass man die falsche Sprache spricht. Letztendlich ist dies auch der Auslöser für große Konflikte.

Mit Sicherheit liegt hier das Verschulden nicht bei so etwas Diffusem wie der „Wissenschaft“ alleine. Eine äußerst persönliche Komponente war und ist wohl ebenso beteiligt. Dennoch hat mich im Gegenzug die Beschäftigung mit Wissenschaft in einem mitteleuropäischen Kontext nicht dazu befähigt, spontan und kompetent auf schwierige und weniger schwierige Situationen zu reagieren. Kompetent bedeutet unter anderem: emotional nahe am Gegenüber zu sein, Empathie, Verständnis statt einem unbedingten Drang nach Verstehen. Auch: Die eigenen Schwächen zu erkennen und zuzugeben, und die Bereitschaft, als ganze Person in einer Situation aufzugehen, ganz ohne kritische Distanz, also die Kontrolle aufzugeben. Und in die eigenen Abgründe zu schauen, ohne sie zu verleugnen - wohl eine Grundvoraussetzung für die Hingabe an eine Situation. In existentiellen Dingen war und bin ich also Amateur, höchstens.

Wir lernen *über das Leben*, aber nicht *zu leben*. Anstatt umfassend zu lernen, *Mensch zu sein*, lernen wir zu analysieren, wie Menschen sind und was sie tun. Es ist mir (mittlerweile) unbegreiflich, wie es überhaupt zur Trennung dieser beiden Bereiche kommen konnte. Es ist mir ebenso ein Rätsel, wie es möglich ist, ein sozialwissenschaftliches Studium zu absolvieren, ohne sich dabei mit den eigenen (!) Erfahrungsebenen jenseits des Intellektuellen auseinandersetzen zu müssen. Aber es funktioniert, und ich bin der festen Überzeugung, dass auch ein Mensch mit starken antisozialen Tendenzen (was in extremer Form auch die Grenze zum Pathologischen überschreiten kann) sich früher oder später mit der Bezeichnung „Kultur- und Sozialanthropologin“ bzw. „Kultur- und Sozialanthropologe“ schmücken wird können (oder sich bereits schmückt, wer weiß), sofern eine adäquate Anpassung an soziale Normen vorhanden ist.

Dabei ginge es oft genug nicht einmal darum, etwas besonders gut zu tun oder zu können, oder um die Ausbildung eines bestimmten Sets von Fähigkeiten, sondern um das Anerkennen dessen, was ohnehin ist, und das Nicht-Tun in Form eines Verzichts auf rational gesteuerte Analyse. Dies läuft im Endeffekt auch darauf hinaus, den Mythos vom eigenen Selbst drastisch revidieren zu müssen, anzuerkennen, dass die Geschichten, die wir uns permanent über uns selbst erzählen, eventuell nicht stimmen und an

der Wirklichkeit zerschellen. Erst dann können persönlicher Mythos und Wirklichkeit - also der Mythos der Welt - in Einklang gebracht werden. Wie schwierig dies ist und mit welchen Schmerzen es verbunden sein kann, wird spätestens dann deutlich, wenn man Menschen begegnet, deren Leben auf drastische Weise nicht planmäßig verläuft, mitunter sogar zu früh endet. Was ist Wissenschaft schon angesichts des existentiellen Dramas jeder einzelnen Person (auch der forschenden)? Letztendlich nur Gedanken, die vergehen. Wer in Momenten existentieller Unerbittlichkeit allerdings zu forschen und zu beobachten versucht (so wie ich es versucht habe), hat den ersten Schritt in die Welt eines Dr. Mengele bereits getan: eine Welt der schmerzlosen Schmerzen, gebannt durch Gedanken.

Und hier liegt meines Erachtens eine der größten Schwierigkeiten von Wissenschaft, wie sie in unseren Breiten gelehrt und betrieben wird: sie befähigt uns nicht dazu, nachzugeben, wegzulegen, aufzuhören auf einer umfassenden und persönlichen Ebene. Wenn ich beobachten muss, um zu Erkenntnissen zu gelangen, die auch verbalisierbar und somit übertragbar und „sammelbar“ sind, spreche ich in manchen

Situationen nicht nur die falsche Sprache, es grenzt zudem an Gewalt: Gewalt denjenigen gegenüber, denen man als Mensch begegnet und gegenüber einem selbst, weil es Teile der Seele gibt, die nicht gesammelt werden wollen, sondern lediglich spontan und unmittlbar Ausdruck suchen. Mehr noch: Kultur- und Sozialanthropologie, wenn sie sich selbst und die Menschen ernst nimmt, muss anerkennen können, dass sie scheitern kann und endlich ist. Endlich zu sein beschränkt sich jedoch nicht auf die Aussage oder den Gedanken, endlich zu sein. Endlich zu sein heißt: ganz und gar aufzuhören. Ich denke, es ist eine panische Angst vor der Leere, die uns sowohl als Individuen wie auch als Disziplin als Ganzes davon abhält. Wir schaufeln Worte ins Nichts.

Dies bedeutet nicht, auf den reflektierenden Verstand zu verzichten oder ihn gar zu verdammen. Nur ist er ein äußerst schwerfälliges und grobes Instrument zum Bewältigen der gelebten Wirklichkeit, denn vor allem kann er seine eigenen Grenzen nicht erkennen, geschweige denn überschreiten. Es ist ein Trugschluss zu glauben, dass er auch nur annähernd dazu fähig wäre, ein Abbild der Wirklichkeit zu liefern. Dieser Gedanke ist der Wissenschaft bekannt - nur wie sehr hat er sich in den Köpfen und Herzen der Menschen durchgesetzt?

So kann es dazu kommen, dass unter Umständen der Verstand - und mit ihm wohl auch die Wissenschaft - dem Rathaus der Schildbürger ähnelt: voller Enthusiasmus errichtet, nur leider ohne Fenster. Licht käme an sich von selbst hinein, man müsste es nur lassen, anstatt zu versuchen, wie in der Geschichte beschrieben, es in Säcken hineinzutragen. Man könnte aber auch zu dem Schluss kommen, ein Gebäude mit derartigen Baufehlern gänzlich aufzugeben.

„Wir schaufeln Worte ins Nichts. Dies bedeutet nicht, auf den reflektierenden Verstand zu verzichten oder ihn gar zu verdammen.“